

Unverkäufliche Leseprobe



Dirk von Petersdorff
Wir Kinder der Leichtigkeit
Unsere Geschichte seit den Siebzigern

2026. 176 S.
ISBN 978-3-406-84492-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/40091807>

Dirk von Petersdorff

Wir Kinder der Leichtigkeit

Dirk von Petersdorff

Wir Kinder der Leichtigkeit

**Unsere Geschichte seit den
Siebzigern**

C.H.Beck

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses
Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Wolfgang Tillmans, «Louisiana», 1996,
courtesy Galerie Buchholz
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 84492 8



verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

Inhalt

I Wie eine Sommertour ins Ungeahnte.

Von den späten Siebzigerjahren bis zur Jahrtausendwende

Das Verblassen der großen Erzählungen 11 · Versteinerte Gesichtszüge 14 · Fortschritt durch Naturbeherrschung 24 · In der Enge des Modernismus 32 · Komm ins Offene, Freund 36 · Im Zeitalter der Differenz 46 · Die neue Leichtigkeit (Schuhe, Ernährung, Tanz) 62 · 1989: Mauern können fallen 69

II Schatten fallen. Von 2001 bis heute

Der Angriff auf die Türme des Westens 85 · Der gute Geist der Kooperation 89 · Die Spiellust der Banker 93 · Fluchtbewegungen 96 · Das Imperium schlägt zurück 106 · Fast alles geschlossen 111 · In Sorge um die Natur 118 · Freiheit und Zugehörigkeit 123

III Von einer Treppenstufe bis zur Jenseitsreise.

Lebensformen der Gegenwart

Ein Platz, so groß wie ein Taschentuch 130 · Auf dem Balkon 133 · Was heißt für dich «Daheim»? 137 · Ein verlorener Sohn, zerzaust im Sonnenuntergang 140 · Harte Resonanz finden 144 · Zum Raum wird hier die Zeit 146 · Eine Struktur, die bis zuletzt trägt 150 · Der Raum nach dem Leben 154 · Ein grünes Zelt 157

Genutzte und zitierte Literatur 163

Register 174

Dieses Buch ist aus einer Unsicherheit hervorgegangen, und es unternimmt den Versuch einer Klärung. Sie habe noch nie das Gefühl gehabt, die Gegenwart so wenig zu verstehen wie heute, sagte eine Freundin vor nicht langer Zeit. Dieses Gefühl teile ich. Die Welt um uns herum scheint sich bekannten Ordnungen zu entziehen, und neuartige Phänomene überfordern uns.

Wir saßen an einem Winterabend bei uns am Küchentisch, man hörte den Wind durch den Hof gehen, und wenn er die Wolken auf-riss, schien der Halbmond durch die Äste des großen Ahorns. «Seit wann ist das so?», fragte ich.

Sie meinte, dass die Neunzigerjahre in jedem Fall ganz anders waren: «Allein, dass wir Frieden hatten, und jetzt gibt es Krieg in Europa.» Die Umweltzerstörung war noch kein so belastendes Thema, sagte sie, der Streit um die Migration entgleiste nicht so heftig, und es gab noch nicht diese autoritären Herrschertypen, jedenfalls nicht in unserer Nähe. Ich stimmte ihr zwar in gewisser Weise zu, aber in den Neunzigerjahren hatte es bereits die Kriege im zerfallenden Jugoslawien gegeben, und die bedrohte Natur war schon am Ende meiner Schulzeit Unterrichtsthema gewesen. «Ja», sagte sie, «aber du weißt es doch auch, die Stimmung war eine andere.» Die großen Grenzöffnungen 1989 hatten zu einem Gefühl der Freiheit geführt. Unsere Gesellschaft schien auch im Inneren durchlässiger zu werden, mit Identitäten konnten wir spielerisch umgehen. «It's the end of the world as we know it, and I feel fine», hieß es damals in einem Song. «Heute geht wieder eine Welt unter», stellte sie fest, «und keiner fühlt sich gut.»

Draußen war der Mond verschwunden, stattdessen wurde heftiger Regen gegen das Fenster geweht, und die Ahornzweige bewegten sich auf und ab. Wenn die Zukunft damals viel heller erschien: Wann hatte der Umschwung stattgefunden? Nach der Jahrtausendwende, im Jahr 2001 mit dem Anschlag auf die Türme in New York? Danach hatte es weitere Rückschläge gegeben, war unsere scheinbar grenzenlose Freiheit in Bedrängnis geraten, bis hin zum Überfall auf die Ukraine 2022. Wir Kinder der Freiheit saßen desillusioniert da.

Aber dieser Zeitraum seit 2001 schien mir zu kurz, um unsere Gegenwart zu verstehen. Wann hat sie begonnen? Aus welcher Phase der Vergangenheit lassen sich direkte Linien bis in unsere Zeit ziehen? Wo fängt das Kontinuum an, in das wir uns einordnen können? Man müsste, so überlegten wir in unserem Gespräch, weiter vorn beginnen, mindestens 1989, aber besser noch früher, mit der Auflösung der großen Fortschrittserzählungen, also in den späten Siebzigerjahren. So redeten wir, irgendwann ließ der Regen nach, der Wolkenhimmel riss auf, Mondlicht fiel in die Küche. Als sich die Freundin im Flur verabschiedete, sagte sie: «Dann schreib das doch mal auf: unsere Geschichte der letzten Jahrzehnte.» Sie nahm ihren Schirm und ging.

Ich räumte die Küche auf, dann lief ich nachdenklich durchs Haus. Wie ließe sich diese Geschichte erzählen: möglichst objektiv, sachbezogen oder eher aus der eigenen Perspektive? Es müssten wichtige Ereignisse vorkommen, aber auch unsere Bildungsgeschichte und vor allem die Lebensgefühle. Im Flur blieb ich vorm Bücherregal stehen und sah nach, was dort zur jüngeren Vergangenheit stand: Soziologie, Geschichte, Philosophie, es gab einiges.

Aber ich müsste mich genauso selbst erinnern. Dadurch könnte man die eigenen Prägungen klären und prüfen: Welche von ihnen sind für die Gegenwart noch brauchbar? Ich müsste also die Zeitstrecke von der Jugend bis zur Gegenwart noch einmal abgehen, sagte ich mir. Das wäre reizvoll, vielleicht würden die Freundin und andere meine Wahrnehmungen teilen oder auch widersprechen und denken: Das habe ich anders erlebt, das würde ich anders erzählen.

Dann ging ich weiter zum Regal mit der Gegenwartsliteratur, mit Romanen, Autobiographien und auch Essays. In ihnen steckten doch die Lebensformen unserer Zeit. Nach der Rückschau könnte es also darum gehen, wie Menschen heute die immer noch gegebene Freiheit aufnehmen, sich der zunehmenden Unsicherheit stellen und Zusammenhänge finden, in denen sich leben lässt. Wie findet man den richtigen Platz in der Gegenwart?

Ich ging zurück in die Küche, nahm den Block für die Einkaufszettel und begann mir Notizen zu machen.



Wie eine Sommertour ins Ungeahnte.

Von den späten Siebzigerjahren bis zur Jahrtausendwende

Das Verblassen der großen Erzählungen

Die späten Siebzigerjahre, das war die Zeit meiner frühen Jugend, als ich mich in der Welt umzusehen begann, natürlich mit einem engen Horizont. Daher folge ich hier einer größeren Beschreibung und Deutung dieser Zeit, die ich erst später kennenlernte, aber seitdem aufschlussreich und im Kern richtig finde. Sie zeigt, dass meine Weltwahrnehmung, damals noch unbewusst, einer Zeitstimmung entsprach und dass ich wichtige Prägungen bis heute mit anderen teile.

Dass sich in den späten Siebzigerjahren etwas folgenreich verändert hat, erklären viele Historiker: Man findet diesen Einschnitt in der «Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert» von Ulrich Herbert oder in der «Kurzen Geschichte der Gegenwart» von Andreas Rödder; Philipp Sarasin lässt seine «Kurze Geschichte der Gegenwart» 1977 einsetzen, und Frank Bösch sieht 1979 die «Welt von heute» beginnen. In allen diesen Darstellungen spielt ein Philosoph eine wichtige Rolle, auf den die Deutung dieser Zeit zurückgeht: Jean-François Lyotard. Er veröffentlichte 1979 das Buch «Das post-

moderne Wissen» («La Condition postmoderne»), in dem die berühmte Formel vom «Zerfall der großen Erzählungen» («grands récits», «grand narratives») steht. Das Buch heißt im Untertitel «Ein Bericht» und ist aus einer Auftragsarbeit hervorgegangen. Doch Lyotard schrieb nicht als Unbeteiligter, denn er selbst war Anhänger des Marxismus gewesen, den er als eine der großen Erzählungen ansieht. Indirekt spricht er also auch über seine Lebensgeschichte.

Was waren diese großen Erzählungen, im Allgemeinen und für jemanden, der in ihrer Zeit heranwuchs? Solange sie in Kraft waren und geglaubt wurden, haben sie die vielen Einzelercheinungen der Wirklichkeit miteinander verbunden. Was ohne sie nur nebeneinanderstand, erschien in ihrer Sicht als zusammengehörig, als Teil eines Weltplans, der überall wirkte. Sie alle haben sich aus der alten Erzählung der Religion herausentwickelt. Aber es gibt einen Unterschied: Während der Glaube seine Ziele in ein Jenseits oder eine ferne Zukunft legen konnte, mussten sich die neuen Erzählungen in einer begrenzten Zeit und im Diesseits beweisen. Dadurch erzeugten sie einen starken Druck des Gelingens. Zu diesen neueren großen Erzählungen gehörten bis in die Siebziger sowohl die Erzählung vom allgemeinen Fortschritt der Menschheit als auch die konkretere und radikalere des Kommunismus. Mit ihnen bekamen geschichtliche Veränderungen einen Sinn und eine Richtung, und auch in niederdrückenden Zeiten gab es Hoffnung.

Bertolt Brechts Gedicht «An die Nachgeborenen» (1939) bringt ein solches Bewusstsein eindrucksvoll zur Sprache. Brecht schrieb als marxistischer Autor mitten in den politischen Kämpfen des 20. Jahrhunderts: «Die Straßen führten in den Sumpf zu meiner Zeit / Die Sprache verriet mich dem Schlächter / Ich vermochte nur wenig. Aber die Herrschenden / Saßen ohne mich sicherer, das hoffte ich / So verging meine Zeit / Die auf Erden mir gegeben war.» Er meinte den Kampf gegen den Nationalsozialismus in den Dreißigerjahren, als dieser triumphierte. Trotz der eigenen Ohnmacht sah er sich auf der richtigen Seite und hatte die Hoffnung auf eine ganz andere Zukunft nicht aufgegeben. Deshalb ist das Gedicht «An die Nach-

geborenen» gerichtet, die in einer Zeit leben werden, in der «der Mensch dem Menschen ein Helfer ist».

Brecht war ein idealistischer Marxist, aber er wusste auch von den Massenmorden des Stalinismus. Die großen Erzählungen maßten sich an, einer Gesellschaft ein Zentrum zu geben, und ihre Vertreter verhielten sich oft abweisend gegenüber konkurrierenden Erzählungen. Viele von ihnen waren bereit, Zwangsmaßnahmen zur Durchsetzung der eigenen Vorstellungen zu ergreifen. Auf diese aggressiven Anteile richtete Lyotard den Blick, und deshalb wies er auch auf den Philosophen Martin Heidegger hin, der sich zum Nationalsozialismus bekannt und ihm als Rektor der Universität Freiburg gedient hatte. Damit hatte Heidegger geglaubt im Auftrag einer großen Macht zu handeln, des deutschen Volkes, das er ein «geschichtlich-geistiges Volk» nannte. Lyotard setzt in seiner Darstellung zwar den Kommunismus und den Nationalsozialismus nicht gleich, aber er sieht ein grundlegendes Problem darin, an einen notwendigen Gang der Geschichte zu glauben und sich selbst für dessen ausführendes Organ zu halten.

Damit, so die Diagnose Lyotards, ist es gegen Ende des 20. Jahrhunderts endgültig vorbei. Die angsteinflößenden Autoritäten haben ihre Kraft verloren, und wir müssen darüber nicht trauern, sondern können erleichtert sein. Die große Erzählung «zerstreut sich in Wolken», und diese Wolken sind die vielen Überzeugungen der Gegenwart. Sie sind weniger exklusiv und anmaßend, sie geraten in Mischungsverhältnisse, und «jeder von uns lebt an Punkten, wo viele von ihnen einander kreuzen». Wenn es keine einzig richtige Beschreibung der Zeitumstände und keine daraus hervorgehende wahre Lebensform mehr gibt, gerät die Gesellschaft zu einem Miteinander von Minderheiten. In ihm wächst, das ist Lyotards Hoffnung, die «Sensibilität für die Unterschiede». Das Abweichende ist nicht sofort das Falsche, sondern das Neue und Interessante, auf das man zugehen kann.

Lyotard sprach als Philosoph, also begrifflich und allgemein, und sicher auch optimistisch. Er fand viel Zustimmung, und auch mir

leuchtete seine Diagnose, als ich sie das erste Mal hörte oder davon las, sofort ein, denn sie brachte ein Lebensgefühl auf eine Formel. Wir lebten tatsächlich ohne den Hintergrund großer Erzählungen. Aber was bedeutete es individuell und konkret, in dieses Zeitalter ohne feste Gewissheiten hineinzuwachsen? Es soll in den nächsten Abschnitten um drei große Erzählungen gehen, deren Schlussphase ich erlebt habe: um sozialistische Vorstellungen von Politik, die keine Ausstrahlungskraft mehr besaßen; um die Idee vom Fortschritt durch technisch immer perfektere Naturbeherrschung, die in Zweifel gezogen wurde; und um eine Vorstellung, die bei Lyotard nicht erwähnt wird, die von einer notwendigen und linearen Entwicklung der Künste. Auch sie löste sich langsam auf.

Versteinerte Gesichtszüge

Als Jugendlicher um 1980 musste man nichts von Karl Marx oder Ernst Bloch gelesen haben. Ich war zu jung, aber sie standen auch nicht im Ruf, etwas Verlockendes zu verkünden, und ich hatte keine älteren Freunde, die engagiert vom Sozialismus erzählt hätten. Abstrakt wusste man, dass die sozialistischen Staaten die Gleichheit der Menschen befördern wollten, hatte vielleicht eine Ahnung von Utopien und hörte manchmal, dass es in der DDR nicht besser, aber immerhin gerechter zugehe als bei uns.

Was ich zuerst vom Sozialismus sah, war die Mauer. Unsere Familie stand auf einem Hügel im Westen und sah Richtung Osten, wo die Mauer sich kilometerlang durchs Land zog. Davor und dahinter, also nach innen und außen gerichtet, ein breiter Sandstreifen mit silbern schimmernden hohen Stacheldrahtrollen an den Rändern. In gleichmäßigen Abständen graue Wachtürme und hohe Scheinwerferanlagen. Ich hörte das Wort «Todesstreifen», und mein Onkel, der bei der Bundeswehr arbeitete, erklärte uns, dass Minen unterm Sand lägen. Mir lief es kalt über den Rücken. In noch kindlicher

Weise dachte ich, dass mit einem Staat, der eine solche Grenze bauen muss, damit die eigenen Leute ihn nicht verlassen, etwas nicht stimmen kann. So lernte ich die große Erzählung des Sozialismus im Unterschied zu älteren Generationen in Form eines schauerlichen Bauwerks kennen, nicht in der Theorie, nur in der steinernen Praxis.

Andere Eindrücke hellten das Bild nicht wesentlich auf. Die technische Unterlegenheit des Ostblocks zeigte sich einem Jungen in Autos, die niemand gegen einen Audi oder gar einen roten Alfa Romeo getauscht hätte. Einen solchen hatten wir nämlich gekauft, weil mein Vater meinte, dass seine deutlich jüngere Frau einen Sportwagen fahren solle, wenn sie schon einen alten Mann geheiratet habe. Der Alfa Romeo musste allerdings oft in die Werkstatt und wurde bald wieder verkauft. Seit ich in Jena wohne, denke ich, dass die Abgase der Trabis ein hervorstechendes Kennzeichen des Sozialismus in der DDR waren. In unserem Viertel gibt es noch einen einzigen Trabi, und wenn man hinter ihm fährt, hält man es für unmöglich, dass ein einzelnes, kleines, harmlos aussehendes Auto einen solchen Geruch verbreiten, geradezu eine Fahne knatternd hinter sich herziehen kann.

Die ökonomische Situation des Ostens lernte ich dadurch kennen, dass wir für Bekannte in der DDR ein Weihnachtspäckchen mit Jacobs-Kaffee und Handtüchern und anderen nützlichen Gegenständen packten. Wir saßen auf dem Teppich, klebten das Paket ganz fest zu, wie für einen besonders weiten Weg, und ich fragte mich, ob sich unsere Bekannten über solche Geschenke freuen würden. Das Paket erreichte sein Ziel, und im Gegenzug bekamen wir aus der DDR eine weihnachtliche Holzpyramide geschickt, die sich drehte, wenn man ihre Kerzen anzündete. Wir bedankten uns, schickten im kommenden Jahr einen Föhn mit Lockenstab und erhielten dafür einen Räuchermann, das waren die deutsch-deutschen Beziehungen.

Den autoritären Charakter des Sozialismus erfuhr, wer es mit Grenzbeamten zu tun bekam – zum Beispiel an den Transitautobahnen, die durch die DDR nach West-Berlin führten. Der kalte,

unbewegte und blasse Blick schien zur Dienstuniform zu gehören, auch wenn sie noch ganz jung waren. Auf der Autobahn hatte ich Angst, zu schnell zu fahren oder sonst irgendeinen Fehler zu begehen, von dem man vielleicht gar nichts wusste. Ich war gerade achtzehn geworden, hielt das Steuer ganz fest, fuhr nur unverdächtig geradeaus und nicht einen Kilometer zu schnell, aber auch nicht zu langsam.

Das war Mitte der Achtzigerjahre. Damals hatten wir als eine Gruppe von Freunden einen sehr günstigen Flug vom Ost-Berliner Flughafen Schönefeld nach Griechenland gebucht. Zu so einem niedrigen Preis hätte man ihn im Westen nie bekommen. Die Grenzbeamten am Flughafen ordneten an, dass wir uns an die Wand stellen mussten, Gesicht zur Wand, die Hände nach oben, die Beine gespreizt. Dann tasteten sie uns kräftig und unangenehm ab. Sicher war es auch kein Vergnügen, gut gelaunte Jugendliche zu kontrollieren, die sich auf den Ägäis-Strand freuten und später wahrscheinlich über diese Prozedur herumlästern würden.

Als ich 1988 mit Freunden nach Rostock fuhr, um Bücher einzukaufen, weil die Reclam-Bände mit grauem Papier unglaublich günstig waren und es Titel gab, die man bei uns nicht bekam, sah die Stadt wie zerstört aus. Bröckelnder Stein, leere Fensterhöhlen, in den Geschäften Armut, in der Luft für uns undefinierbare Gerüche. Eine Stadt in einem Grau, das unveränderbar wirkte und in das sich keine Hoffnung mischen ließ. Als Bundeskanzler Helmut Schmidt zu einem Staatsbesuch in die DDR reiste, hatte man die Fassaden in Güstrow, an denen er entlangfuhr, frisch gestrichen und ansonsten der Bevölkerung eine Ausgangssperre aufgedrückt. Unten an den Straßen standen Leute vom Geheimdienst, als normale Bürger verkleidet.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de